

Alena  
Schröder

**Mein ganzes  
Leben,  
Öl auf  
Leinwand,  
ohne Titel**

Roman

dtv

# Prolog

*Berlin, 1989*

Evelyn Borowski hatte wenig Hoffnung für den jungen Mann, den man ihr in Zimmer 214 zur Seite gestellt hatte. Er hatte nicht, was es brauchte, um ein guter Arzt zu werden. Vor allem hatte er zu viel von etwas, was es definitiv nicht brauchte: Humor. Oder von dem, was junge Männer wie er für Humor hielten. So eine aufsässige Witzigkeit. Vielleicht half einem die auf dem Schulhof, wenn man Kohl hieß, wie der Kanzler. Aber hier waren sie ja nicht auf dem Schulhof.

Die ganze Woche schon hatte sie ihn stoisch ertragen, es gab viel zu tun und da war man froh über jeden Freiwilligen, der junge Herr Kohl hatte sich genau wie sie gleich nach dem Mauerfall hier gemeldet. All die Menschen aus dem Osten, die jetzt rüber wollten, die nicht darauf vertrauen mochten, dass die Mauer für immer aufbliebe, die mussten hier im Notaufnahmelager Marienfelde in Westberlin registriert, versorgt, untergebracht, später dann weiter verteilt werden auf andere Bundesländer. Aber zuallererst mussten sie ärztlich untersucht werden, das war Punkt eins auf dem blassgelben Laufzettel. Dazu war Personal nötig, das im Schichtsystem den nicht abreißenden Strom von Menschen abfertigte. Und der Herr Kohl wartete gerade auf einen Medizinstudienplatz, Evelyn hingegen

gen war Internistin im Ruhestand, seit einem Jahr pensioniert, nach Jahrzehnten im Klinikdienst.

Diese Woche waren sie für jede ihrer Schichten zusammen eingeteilt.

»Na, das passt doch mit uns beiden«, hatte Kohl gleich am ersten Morgen gesagt, als sie sich einander kurz vorgestellt hatten, und Evelyn war zusammengezuckt, einen Moment lang hatte sie befürchtet, er würde ihr gleich auf den Rücken klopfen. Was bildete der sich ein?

»Das wird sich zeigen«, hatte sie kühl geantwortet und seitdem nur noch das Nötigste mit ihm gesprochen, er war zum Protokollieren da, sie untersuchte die Neuankömmlinge.

Nur noch eine Wartenummer bis zum Ende ihrer Schicht.

Kohl öffnete die Tür des Arztzimmers zum Flur. »So, der Nächste bitte, Wartenummer 372, Sie sind die Letzte für heute, hereinspaziert!«

Es war ein langer Tag und Evelyn taten die Füße weh. Sie freute sich auf die Heimfahrt mit dem Bus und schließlich mit der U-Bahn zum Kaiserdamm, sie freute sich auf die schaukelnde Fahrt durch die große, dunkle Stadt und auf die Bettschwere, das wunderbare, erfüllende Gefühl am Ende eines echten Arbeitstages, das sie im letzten Jahr so vermisst hatte. Nach ihrer Pensionierung hatte sie tagelang im Sessel gesessen und dann nachts nicht schlafen können – jetzt endlich gab es wieder etwas zu tun für sie. Evelyn hatte eine Aufgabe, sie konnte den weißen Kittel anziehen, das Stethoskop um den Hals legen und schon war sie wieder sie selbst. Es ging etwas Neues los. In der Stadt, im ganzen Land, aber auch für sie.

»So, willkommen in Westberlin, die Dame, Sie sind hier bei der Gesundheitsprüfung, mein Name ist Kohl, keine Sorge: nicht verwandt, nicht verschwägert. Das ist Frau Doktor

Borowski und jetzt verraten Sie mir erst mal Ihren Namen, bitte.«

»Marlen Engels«, antwortete die Frau. Sie musste ungefähr in Evelyns Alter sein, vielleicht ein bisschen jünger, Anfang sechzig. Sie war zierlich, trug die grauen Haare kinnlang mit einem geraden Pony und einen dunkelgrünen Strickpullover.

»Marlene wie Dietrich, ja?«

Kohl hatte das Formular für den Gesundheitspass in die elektrische Schreibmaschine gespannt.

»Dietrich?«, fragte die Frau mitverständnislosem Blick.

»Na, Marlene Dietrich, die Schauspielerin. Kennen Sie die nicht?« Kohl sprach nun besonders langsam, wie mit einem Kind. »Wegen der Schreibweise.«

»Marlen. Nicht Marlene. Nur ein e«, sagte die Frau.

»Geboren?«

»2. Mai 1931 in Demmin.«

»Ach, Demmin, das liegt an der Peene, was? Hat meine Mutter Verwandtschaft gehabt, hat da immer Pakete hingeschickt. Marlene von der Peene, is ja lustig.«

»Marlen. Nur ein e«, wiederholte die Frau, erschöpft, aber mit einer Klarheit in der Stimme, die Evelyn gefiel.

»Letzter Wohnort?«

»Güstrow.«

»Nehmen Sie regelmäßig Medikamente? Die Frau Doktor hier kann Ihnen alles aufschreiben, also auch was für die gute Laune.«

Kohls Augenzwinkern und sein verschwörerisches Kopfnicken in ihre Richtung gaben Evelyn den Rest, jetzt reichte es. Ehrenamt hin oder her, man musste sich auch nicht alles bieten lassen, weder sie als diensthabende Ärztin noch die armen

Menschen, die alles zurückgelassen hatten, um im Westen neu anzufangen.

»Kohl, machen Sie Feierabend für heute.«

»Aber ich ... «

»Sie können gehen. Gehen Sie nach Hause und gehen Sie in sich, auch was Ihren Ton betrifft. Ich übernehme Frau Engels allein, sie ist ja ohnehin die Letzte für heute.«

Der junge Mann ließ die Hände von der Schreibmaschine in seinen Schoß sinken, als habe er gegen erbitterte Widerstände sein Bestes gegeben und nun resigniert, stand schließlich auf, nahm seine Umhängetasche und seinen Parka und verschwand mit einem genuschelten »Schönen Feierabend!« durch die Tür.

Evelyn stellte sich der Frau nun noch einmal vor, maß ihren Blutdruck, schaute ihr in den Hals, horchte ihre Lunge ab, warf einen kurzen Blick auf ihren Scheitel, um Kopfläuse auszuschließen. Fragte nach Krankheiten und Medikationsbedarf, tippte alles in das von Kohl eingespannte Formular und sammelte Mut.

Es war sonst nicht ihre Art, sie fand es unprofessionell, ihren Patienten persönliche Fragen zu stellen, die nichts mit ihrer Krankengeschichte zu tun hatten und normalerweise blieb auch keine Zeit dafür, die Leute warteten stundenlang geduldig mit ihren Wartemarken und Laufzetteln in der Hand. Aber jetzt wartete niemand mehr im Flur. Und wer wusste schon, ob sie noch einmal eine solche Gelegenheit haben würde.

»Sie kommen aus Güstrow?«, fragte Evelyn und lächelte die Frau vorsichtig an. Eine dumme Frage, sie hatte es ja gerade selbst gesagt.

»Ja.«

»Wie ist es dort?« Noch eine dumme Frage.

»Schön. Gibt ein Schloss, den Dom. Viel Wasser in der Nähe.«

»Ich weiß«, sagte Evelyn und genierte sich schon. »Ich habe als Kind einige Jahre dort gelebt. Ich habe bislang noch nie jemanden getroffen, der auch von dort stammt. Deshalb ... «

Die Frau sah Evelyn skeptisch an, als wollte sie erst abschätzen, worauf dieses Gespräch hinauslaufen könnte.

»Was machen Sie denn beruflich?«, fragte Evelyn weiter. »Also, nur aus Interesse, es ist eigentlich nicht wichtig ... «

Die Frau schwieg, als müsste sie über die Antwort nachdenken.

»Ich bin Malerin«, sagte sie schließlich.

Evelyn hoffte, dass man ihr die leise Enttäuschung nicht anmerkte. Sie mochte die Frau und das passierte selten genug. Dass ihr jemand grundlos sympathisch war. Vielleicht war es die Art gewesen, wie sie die Worte des impertinenten Herrn Kohl hatte an sich abtropfen lassen, ohne den kleinsten Anflug von Gefallsucht oder Unterwürfigkeit. Es war nur so eine Ahnung gewesen, die Evelyn hatte glauben lassen, sie hätte hier vielleicht eine Kollegin vor sich.

»Ich würde gern mal hinfahren, wenn sich die Situation ein wenig beruhigt hat«, sagte Evelyn. »Nach Güstrow. Ich hab es in so schöner Erinnerung. Wissen Sie zufällig ... kennen Sie vielleicht das alte Forsthaus? Es liegt ein bisschen außerhalb, an einer Straße nach Osten raus. Da habe ich gelebt mit meiner Tante. Mein Großonkel war Revierförster, vor dem Krieg.«

Mein Gott, was mach ich hier, dachte Evelyn. Diese alberne Plauderei. Als bräuchte sie neue Freundinnen, als hätte sie hier nicht einfach eine Arbeit zu erledigen. Jetzt hielt sie diese arme Frau auf, die den ganzen Tag auf dem kalten Flur herumgestanden hatte mit ihrer Wartemarken und sich nachher in eines der

Notbetten in einem Mehrbettzimmer legen musste, nachdem sie ihre Heimat verlassen hatte. Wo sie offensichtlich nicht hatte bleiben wollen, trotz Dom, Schloss und Nähe zum Wasser.

Marlen Engels sah Evelyn immer noch skeptisch, aber nicht unfreundlich an, während Evelyn den Stempel für die absolvierte Gesundheitsprüfung auf den Laufzettel drückte.

»Kann ich gehen?«, fragte sie.

Evelyn nickte.

Sie war schon fast zur Tür raus, als sich Marlen Engels doch noch einmal umdrehte.

»Ich kenne das Forsthaus, natürlich. Aber ich bin sehr müde jetzt. Vielleicht können wir ein anderes Mal darüber sprechen? Fröhliche Weihnachten.«

Dann schloss sie die Tür und Evelyn hörte noch ihre Schritte auf dem Linoleum im Flur, die langsam leiser wurden.

Fröhliche Weihnachten, dachte Evelyn. Es war noch ein wenig ungewohnt, diesen Feiertagen mit Freude entgegenzusehen, Evelyn hasste all die komplizierten, sentimental Empfindungen, die mit dem Fest einhergingen. Aber dies war das erste Weihnachtsfest mit ihrer Enkeltochter Hannah. Und mit einem Baby, das fröhlich glucksend auf einer Decke neben dem kleinen Weihnachtsbaum lag, den Evelyn besorgt hatte, ließ sich dieser Abend viel besser aushalten.

»Warum hast du die Frau nicht eingeladen für heute?«, fragte Evelyns Tochter Silvia, während sie die Kartoffeln für den Salat pellte. »Jetzt sitzt sie da in der Unterkunft in ihrem Mehrbettzimmer und kriegt Anstaltsfraß zum Fest. Und ihr hättest euch heute den ganzen Abend über Güstrow unterhalten können.«

»Ach, ich weiß nicht. Ich kenn sie ja nicht, sie hätte das sicher merkwürdig gefunden«, sagte Evelyn. »Es wäre unprofessionell gewesen.«

Silvia lachte. »Nein, es wäre menschlich gewesen. Und wer weiß schon, was jetzt passiert. Ob die Grenzen wirklich offen bleiben und wie sich das alles noch entwickelt.«

Hannah, die auf dem Bauch liegend mit den Beinchen strampelte, spuckte einen Schwall Milch auf ihre Decke und Evelyn war ganz froh, dass Silvia davon abgelenkt wurde und sie nun das Thema wechseln konnten. Sie hasste es, wenn ihre Tochter recht hatte.

Ja, vielleicht wäre es schön gewesen, Marlen Engels einzuladen und mehr über deren Leben in Güstrow zu erfahren, Erinnerungen an die Stadt ihrer Kindheit auszutauschen. Evelyn hatte in den vergangenen Wochen bei so vielen Menschen eine Erstuntersuchung durchgeführt und keiner von ihnen war ihr länger als zehn Minuten im Gedächtnis geblieben, keines der Schicksale hatte sie besonders berührt. An Marlen Engels allerdings dachte sie an den Feiertagen immer wieder. Und als sie zwischen den Jahren wieder zum Dienst in Marienfelde erschien, suchte sie nach ihr, konnte sie aber nicht mehr finden.

# 1

*Güstrow, 1945*

Marlen verbrachte ihren vierzehnten Geburtstag in einer Schublade. Ganz sicher war sie sich nicht, ob heute tatsächlich der 2. Mai war. Sie bemühte sich, die letzten Tage abzuzählen. Wie oft sie geschlafen hatte. Oder es zumindest versucht hatte, in einer Kuhle an einen Baumstamm gelehnt, auf den feuchten, moosbewachsenen Brettern eines Jägerhochsitzes, unter einer Bootsplane in einem verfallenden Schuppen. War es ein Mittwoch gewesen, als ihre Mutter den Verstand verloren hatte? War das jetzt genau eine Woche her, dass sie weggelaufen war? Und wie lange lag sie hier nun schon im Dunkeln? Eine Stunde? Einen Tag? Sie spürte ihre Beine nicht mehr. Mit den Händen konnte sie ertasten, dass sie noch da waren, angewinkelt, die Knie an die Umhängetasche vor ihrem Bauch gepresst. Aber sie waren irgendwann eingeschlafen und jetzt hatte sie kein Gefühl mehr in ihnen und bewegen durfte sie sich auch nicht. Sie durfte nicht und sie konnte nicht.

Es war anstrengend, eine so lange Zeit vollkommen regungslos zu bleiben und kein Geräusch zu machen. Sie zählte zu ihren Atemzügen, um sich zu beruhigen, bis zwei beim Einatmen, bis fünf beim Ausatmen. Wie beim Schwimmen, kurz ein, lang aus. Onkel Harald hatte es ihr beigebracht, noch bevor

sie ihn eingezogen hatten, die Mutter fand es unnötig, ein Mädchen muss nicht schwimmen, wenn sie erst schwimmen können, kriegt man sie gar nicht mehr aus dem Wasser, sie kriegt noch Schwimmhäute zwischen den Fingern.

Überhaupt, diese Finger. Die sie nie ruhig halten konnte, die immer etwas zu tun brauchten. Sogar jetzt, versteckt in einer alten Holzkommode im Obergeschoss eines verlassenen Hauses, unter dem zerborstenen Dachstuhl, durch den die Morgensonne fiel. Marlens Finger betasteten den Schubladenboden, suchten nach Widerstand, nach Unebenheiten, nach Beschäftigung, ihr Fingernagel fand schließlich Halt, etwas Festes, das durch ein bisschen Fingernageldruck lose wurde, absplitterte, sich auflöste. Und da war noch mehr, ein ganzes Nest von splitternder, bröselnder Materie. Unmöglich, jetzt davon abzulassen. Denn je mehr Marlens Fingernagel am Schubladenboden herumpulen konnte, desto weniger konnte ihr Kopf die Bilder heraufbeschwören, die zu den Geräuschen aus dem Erdgeschoss passten.

Dabei hatte der Morgen so hoffnungsvoll begonnen. Das Haus mitten im Wald war Marlen im Morgengrauen wie ein Trugbild vorgekommen, geformt aus Hunger und Müdigkeit nach den Tagen und Nächten, in denen sie sich allein durchgeschlagen hatte, immer grob Richtung Westen. Vielleicht würde sie hier irgendetwas zu essen finden oder zumindest für eine Weile Unterschlupf, das Haus schien bis auf das Dach intakt zu sein und wirkte verlassen. Die Eingangstür war nicht verschlossen, und als sie in den modrig riechenden Flur trat und darauf wartete, dass sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnten, musste sie einen Schrei unterdrücken. Direkt hinter der Tür, mit dem Rücken an der Wand, stand jemand und starrte Marlen finster an. Eine Frau mit einem Beil in der Hand.

»Gut, dann sind wir eben zwei«, sagte die Frau nach einer Weile und ließ das Beil sinken. Es klang missmutig, aber nicht feindselig. »Steh da nicht rum, komm und hilf mir wenigstens.«

Die Frau war groß und hager, mit langen dunklen Haaren und dunklen Augen. Wie eine Saatkrähe, dachte Marlen unwillkürlich. Es beruhigte sie, wenn sie in Fremden sofort eine Ähnlichkeit mit einem Tier erkennen konnte, es machte sie gleich weniger bedrohlich. Und die Krähenfrau hatte offenbar nicht vor, ihr etwas zu tun. Sie schien genau wie sie auf der Suche nach etwas Ess- oder anderweitig Verwertbarem zu sein.

»Den Förster hat's erwischt«, sagte die Frau, als müsste Marlen wissen, von wem sie sprach. »Der kommt nicht wieder, aber wir müssen uns trotzdem beeilen.«

Marlen ging hinter der Frau her, durch ein verstaubtes Wohnzimmer in eine Küche, die schon länger nicht mehr benutzt worden war. Neben dem Herd war eine Vorratskammer und Marlen spürte, wie sich ihr Magen zusammenkrampfte bei der Vorstellung, dort etwas Essbares zu finden, aber die Kammer war leer. Die Frau fluchte leise, dann inspizierte sie den Boden der Kammer, nahm ihr kleines Beil, steckte die scharfe Seite in einen Spalt und stemmte eine der Holzdielen nach oben.

»Na bitte«, sagte sie, griff in das Loch und holte sechs rostige Fischkonserven zum Vorschein. »Eine für dich, fünf für mich.«

Sie saßen im Schneidersitz auf dem verdreckten Küchenboden, klaubten mit den Fingern die ölichen Fischstücke aus den Büchsen und lauschten auf das Donnern der Artillerie.

»Geh lieber nach Hause, dauert nicht mehr lang«, sagte die Krähenfrau zu Marlen und Marlen zuckte mit den Schultern.

»Bist du nicht von hier?«

»Aus Demmin.«

»Bist du von da gelaufen? Ganz allein?«

»Ja.«

»Waren sie da schon?«

»Wer?«

»Die Russen.«

Marlen zuckte wieder mit den Schultern. Die Russen waren noch nicht in Demmin gewesen, als sie sich losgerissen hatte und weggerannt war, aber im Kopf ihrer Mutter, da waren die Russen längst einmarschiert und hatten sie verrückt gemacht, so verrückt, dass sie lieber sterben und ihre beiden Kinder mitnehmen wollte, Feldsteine in den Rucksack und in die Peene, aber Marlen hatte ihre Schwimmhäute zwischen den Fingern, da starb es sich nicht so leicht.

Sie trank gerade den letzten Schluck Öl aus der Büchse und die Krähenfrau packte die übrigen Konserven in einen Beutel, als sie Motorengeräusche hörten, das Knirschen von Reifen auf dem steinigen Vorplatz vor dem Haus, dann mehrere Männerstimmen. Die Krähenfrau erstarrte, ließ den Beutel sinken, schnappte ihr Beil und zog Marlen hinter sich her. Raus aus der Küche, die knarzende Treppe hoch auf der Suche nach einem Versteck. Oben waren zwei Räume mit je einem nackten Bettgestell, noch mehr Staub und einem alten Sessel. Und in einem der Zimmer, direkt unter dem zerborstenen Dach, eine große alte Holzkommode mit zwei Schubladen.

Die Krähenfrau zog die untere Schublade auf. »Los, rein da und keinen Mucks. Und wenn sie dich finden: Wehr dich nicht.«

Seitdem lag Marlen in der Schublade, sie atmete und pulte gegen das Gelächter und die dumpfen Schläge an, die aus dem Erdgeschoss zu ihr drangen, nachdem die Stimme der Frau ver-

stummt war, die zuerst noch mit den Männern in einer fremden Sprache geredet hatte. Eine Weile hörte sie nur noch die Männer und schließlich wieder das Geräusch eines Motors, das Knirschen von Reifen und dann war es ganz und gar still.

Marlen dachte an ihren Geburtstag. Wie sie ihn früher gefeiert hatten, mit Mohnkuchen und Blumen von der Wiese vor dem Haus. Mit einem Geschenk, meistens einem Kleid, das die Mutter genäht hatte in den Wochen zuvor, und einem Buch, ausgesucht, sorgfältig in Papier eingeschlagen und per Post geschickt von der Großmutter in Rostock. Der Nachbar mit dem Beinstumpf, der sie jedes Jahr damit aufzog, dass sie noch immer so klein wie ein Kind war, dürr und flach wie ein Junge. Gerade eben klein und dürr genug, um sich in einer Schublade verstecken zu können, dachte Marlen. Ob die Krähenfrau noch lebte?

Marlen schob einige Finger durch den Spalt, durch den das Licht drang, und versuchte, die Schublade von innen aufzuschieben. Erst bewegte sich gar nichts, dann vergrößerte sich der Spalt ein wenig. Schließlich hatte sie die Schublade so weit aufgeschoben, dass sie den Kopf heben und sich im Zimmer umsehen konnte. Marlen zwängte sich aus der Kommode und blinzelte in die Frühlingssonne, die durch den Dachstuhl fiel. Ihre Beine kribbelten, als das Blut zurücklief, sie befühlte ihre Arme, die leere Umhängetasche vor ihrem Bauch, in der sie in den letzten Tagen Beeren gesammelt hatte, ihren vor Anspannung und Erleichterung dröhnen Kopf. Alles noch da. Und als sie einen Blick zurück in die Schublade warf, konnte sie endlich sehen, woran sie in den Stunden zuvor herumgepult hatte: Die Einlage aus alten Zeitungen war aufgerissen und darunter war ein kleines Bild zum Vorschein gekommen. Marlen zog die fransige Leinwand heraus, kaum größer als ein Schulheft. Sie

hatte an einer Stelle mit dem Fingernagel die Farbschicht zerkratzt, man erkannte noch eine Frau in einem blauen Kleid, die am Fenster einer Wohnstube stand. Da, wo ihr Kopf gewesen sein musste, waren allerdings kaum noch Konturen, als hätte eine Granate dem armen Mädchen den Kopf weggesprengt, während es am Fenster stehend auf etwas wartete. Auf Frieden. Eine Antwort. Bessere Zeiten.

Eine Freundin.

Tut mir leid, dachte Marlen. Ich mach's wieder gut. Ich reparier dich. Sie steckte die kleine Leinwand in ihre Umhängetasche, atmete noch einmal kurz ein und sehr lange aus, sie war fast am Ufer. Dann stieg sie die Treppe hinunter ins Erdgeschoss, um nach der Krähenfrau zu sehen.

# 2

*Berlin, 2023*

Wie kochte man eine Versöhnungssuppe? Hannah Borowski war sich nicht ganz sicher, aber sie war wild entschlossen. Sie hatte zwei Stoffbeutel dabei und das war ja schon mal ein Fortschritt. Dass sie die nicht vergessen hatte wie sonst und ihre beste Freundin Rubi sie nicht mit diesem vorwurfsvollen Augenrollen bedenken musste, wenn sie mit lauter Plastiktüten vom Markt zurück in die WG-Küche kam.

Nein, diesmal würde sie alles richtig machen, sie würde einen veganen Eintopf kochen, mit viel Biogemüse, und sich für alles entschuldigen. Sie würde die richtigen Worte finden – nicht zu schmalzig, trotzdem von Herzen kommend, vielleicht mit einem Witz am Ende, der Rubi ihr berühmtes Ganzkörperlachen entlocken würde – und dann wäre alles wieder gut zwischen ihnen und Rubi würde vergessen, wie unpassend und feindselig Hannah gestern auf die großen Neuigkeiten reagiert hatte. Dass Rubi ausziehen würde. Weil sie mit ihrem Freund Max das passende alternative Wohnprojekt auf dem Land gefunden hatte.

Und weil sie schwanger war.

Konnte sie direkt wieder das Heulen anfangen, wenn sie darüber nachdachte. Hannah stapfte über den Kottbusser

Damm und überquerte die Brücke über den Landwehrkanal, heute war Markt, und klar, die Leute an den Gemüeständen hatten hier in Kreuzberg schon Schlimmeres gesehen als eine vierunddreißigjährige Frau, die heulend Lauch und Süßkartoffeln einkaufte, aber es war trotzdem besser, sich mal zusammenzureißen. Das war doch der Lauf der Welt. Dass Menschen sich weiterentwickelten, in neue Lebensphasen aufbrachen, Kinder bekamen. Was hatte Hannah sich denn vorgestellt? Dass Rubi und sie nun für immer zusammenleben würden in ihrer Kreuzberger Dreizimmerwohnung? Dass sich nie etwas ändern würde, ab und zu mal irgendein Typ bei ihnen auftauchen, aber nie lang genug bleiben würde, um seine Zahnbürste im Bad zu platzieren?

Ja, vielleicht hatte Hannah sich das genau so vorgestellt. Dass Rubi der Mensch sein würde, der nicht einfach so verschwand aus ihrem Leben. Und dass Rubi nun ausgerechnet mit einem Lurch wie Max den nächsten Lebensabschnitt plante, tat besonders weh.

»Das nimmst du zurück!«, hatte Rubi gestern gesagt, mit einer Kälte, die Hannah noch nie an ihr bemerkt hatte. »Er ist kein Lurch. Das ist der erste anständige Typ seit Jahren und jetzt wird er der Vater meines Kindes. Komm mal klar, Hannah!«

»Komm mal klar, Hannah!«, hatte Hannah Rubi nachgeäfft und sich sofort dafür geschämt. »Nein, ich komm nicht klar! Ihr plant das seit Wochen hinter meinem Rücken. Ich höre heute zum ersten Mal, dass du aufs Land ziehen willst. In ein Wohnprojekt. Mit lauter anderen Leuten – und ich weiß von nichts und werde hier einfach vor vollendete Tatsachen gestellt? Und damit soll ich klarkommen?«

»Könntest dich ja auch einfach für mich freuen, verdammt

noch mal. Ich bekomme ein Baby und du brüllst mich hier an und machst mir Vorwürfe.«

Und dann waren sie beide heulend und türenknallend in ihren Zimmern verschwunden. Heute Morgen war Rubi nicht in die Küche gekommen, aber Hannah hörte, dass sie telefonierte, vermutlich mit Max.

Max.

So hießen die netten harmlosen Nachbarn aus Vorabendserien, die die Heldin trösteten, nachdem ihr ein schöner, aber fieser Chef das Herz gebrochen hatte. Max war so ein langweiliger, durchschnittlicher Typ, der passte überhaupt nicht zu Rubi, die so besonders und lebendig war.

Aber vielleicht hatte Rubi recht. Vielleicht musste sie einfach mal klarkommen und sich freuen für ihre Freundin, die nun Mutter werden würde. Sie könnten ja Freundinnen bleiben, sie würden Hannah sicher ab und zu zum Grillen in ihr Hausprojekt einladen und dann würde Rubi Hannah den Permakultur-Gemüsegarten zeigen und den Hühnerstall, die große Gemeinschaftsküche mit dem langen Holztisch, wo immer Feste gefeiert wurden und man zum Plenum zusammenkam. Und den Yogaraum im ausgebauten Dachboden, die Fallobstwiesen und die Marmeladenvorräte. Kotzen könnte Hannah, wenn sie sich das vorstellte. Aber es würde sich schon eine andere Mitbewohnerin finden oder vielleicht war Hannahs WG-Zeit jetzt einfach vorbei und sie würde sich auf ihren Job konzentrieren und eine Weile allein leben.

»Nimm den mal nicht, den Mangold.«

Der Gemüseverkäufer sah sie besorgt an.

»Was? Warum nicht?«

»Der taugt nicht, schmeckt nach gar nichts, sieht nur schön aus. Den verkauf ich hier nur den Arschlöchern.«

»Vielleicht bin ich ja ein Arschloch«, sagte Hannah düster.

»Glaub ich nicht.« Der Gemüseverkäufer klang unbeeindruckt. »Ich habe Sauerampfer und Löwenzahn da, probier lieber den.«

»Lieber Arschloch als Kaninchen. Kann ich jetzt bitte einfach den Mangold haben?«

Hannah war heute nicht in der Stimmung für die wöchentliche Schäkerei mit Malik. Jedes Mal hatte er irgendein Gemüse, das er Hannah lieber nicht verkaufen wollte. Wie konnte man seinen Beruf dermaßen verfehlen, dachte Hannah. Ein Verkäufer, der einer Kundin aktiv vom Kaufen abriet und dann die Hälfte seines Gemüses einfach gratis in Hannahs Beutel steckte. Was war das für ein Geschäftsmodell? Und warum war ihr schon wieder zum Heulen zumute?

Sie schlenderte noch ein wenig am Kanal entlang, um sich ein bisschen zu beruhigen und der schwachen Februarsonne eine Chance zu geben. In den Cafés sah sie plötzlich lauter verliebte Paare und junge Familien, Frauen mit Babys in bunten Tragetüchern, Väter, die mit Reiswaffeln hantierten. Wo waren die jetzt plötzlich alle hergekommen? Hatte sie die bislang nur nicht wahrgenommen? Hatten tatsächlich alle hier in den letzten Jahren Familien gegründet und während der Pandemie ihre Leben umgekämpft? Sie kam sich plötzlich wie liegen gelassen vor. Als wäre sie eine Figur in einem Videospiel, in dem alle längst das nächste Level erreicht hatten, nur sie scheiterte immer und immer wieder an derselben Stelle.

Es war ein altbekanntes Gefühl. Festzustecken. Nicht weiterzukommen, nicht zu wissen, was der nächste Schritt sein könnte. Nur dass beim letzten Mal – vor ziemlich genau sieben Jahren – Rubi die Lösung gewesen war.

Vor sieben Jahren war Rubi bei Hannah eingezogen, wie eine Arschbombe war sie mit ihren quietschbunten Haaren in Hannahs vergrübeltes Leben geplatzt und plötzlich schien alles leichter. Die Doktorarbeit einfach abzubrechen, die Affäre mit dem falschen Mann zu beenden. All die Sachen endlich loszulassen, die Hannah so lange umgetrieben hatten. Das Bild, nach dem sie gemeinsam gesucht hatten, das mutmaßliche Erbe ihrer Großmutter Evelyn: ein in den letzten Kriegsjahren aus Berlin herausgeschmuggeltes wertvolles Ölgemälde. Vielleicht sogar ein echter Vermeer, vor dem Zugriff der Nazis in Sicherheit gebracht. Evelyn war eine verschlossene Frau gewesen, die jede von Hannahs Fragen nach der Vergangenheit konsequent abgeblockt und erst kurz vor ihrem Tod etwas preisgegeben hatte, die flüchtige Erinnerung an einen Besuch in Berlin, wo man ihr etwas in den Koffer eingenäht und sie zurück zu ihrer Tante aufs Land geschickt habe, nach Güstrow. An die Tante, die das Bild für Evelyn verwahren sollte und dann kurz nach Kriegsende an Typhus gestorben sei. Und nun war das Bild verschollen, nichts weiter als eine Familienlegende und eine knappe Erwähnung in einer Wiedergutmachungsakte. Rubi war es gewesen, die Hannah damals dazu überredet hatte, dieser einen Spur nachzugehen, einen spontanen Ausflug nach Güstrow zu machen in Rubis altem Twingo, das alte Forsthaus zu suchen, in dem Hannahs Großmutter damals mit ihrer Tante gelebt hatte, und da mal auf dem Dachboden herumzustöbern. Um dann mit einem sensationell wertvollen Bild wieder heimzukommen.

Eine komplette Schnapsidee.

Sie hatten gar nichts gefunden, das Haus gab es nicht mehr. Nur einander hatten sie gefunden, eine echte, innige Freundschaft, wie Hannah sie davor lange nicht mehr empfunden

hatte für jemanden. Sie hatten noch oft über das Bild gesprochen und Rubi hatte schließlich einen kleinen vergoldeten Holzbilderrahmen in die Küche gehängt, den sie auf einem Flohmarkt gefunden hatte. In den Rahmen pinnten sie abwechselnd kleine Kritzeleien oder Postkarten, die sie sich gegenseitig geschickt hatten, und an manchen Abenden, wenn sie bis spät in der Küche saßen, Pistazien knackten und Dosenbier tranken, redeten sie über das verschollene Bild wie über einen theoretischen Lottogewinn.

»Sag doch mal, wenn das aufgetaucht wäre, dieses superwertvolle Bild, und du hättest nie wieder Geldsorgen, alles wäre möglich und du könntest jedes Leben leben, was würdest du machen?«

Rubi liebte diese Frage, aber Hannah wusste nie so recht, was sie antworten sollte. Sie mochte ihr Leben zum ersten Mal seit langer Zeit. Sie wohnte gern mit Rubi zusammen in dieser Wohnung, sie fühlte sich zum ersten Mal, seit ihre Mutter und ihre Großmutter gestorben waren, nicht mehr allein und verloren. Sie hatte einen Job, der ihr Spaß machte, bei einer Menschenrechtsorganisation, für die sie Presseanfragen erledigte und Newsletter schrieb, ab und zu nahm sie einen gut riechenden Dreitagebart aus einer Kneipe mit nach Hause und schmiss ihn vor dem Frühstück wieder raus. Geldsorgen hatte sie keine, die Wohnung, in der sie wohnten, hatte ihre Großmutter ihr vererbt. Für Hannah hätte es ewig so weitergehen können. Und ja, vielleicht hatte sie nicht genau hingehört oder hinhören wollen, wenn Rubi die Frage für sich beantwortet hatte. Wie sie eigentlich leben wollte, welchen Traum sie sich erfüllen würde. Gut möglich, dass »mit vielen anderen aufs Land ziehen und Kinder bekommen« immer mal ein Thema gewesen war. Und dann fiel Hannah ein, dass der goldene Bilderrahmen schon

seit Langem nicht mehr neu bestückt worden war. Da hing nun schon seit bestimmt zwei Monaten ein Foto, das Rubi mit ihrem Handy gemacht und am Drogerie-Automaten ausgedruckt hatte. Ein Foto von einem alten Scheunentor, an dem ein verrostetes Fahrrad lehnte, davor pickten zwei Hühner herum. Hannah hätte ahnen können, dass da was im Busch war.

Als Hannah die Wohnungstür aufschloss, die beiden Stoffbeutel voll mit Kartoffeln, Lauch, Mangold und Löwenzahn, hörte sie Rubi in der Küche herumkramen. Wenigstens konnte sie sicher sein, dass Max heute nicht auftauchen würde, der besuchte gerade seine Eltern in Hannover. Vermutlich, um ihnen zu erzählen, was Rubi Hannah gestern erzählt hatte. Ein Umzug, ein Baby, ein neues Leben draußen in Brandenburg.

Rubi war dabei, Einkaufstüten auszupacken, als Hannah in die Küche kam.

»Hey.«

»Selber hey.«

»Tut mir leid wegen gestern.« Hannah spürte, dass ihre Stimme wackelte.

»Ja, tut mir auch leid«, sagte Rubi. »Ich war gerade einkaufen, ich wollte uns was kochen.«

»Ich auch«, sagte Hannah und streckte Rubi ihre beiden Beutel entgegen. Rubi zeigte auf den Küchentisch, wo ihre Einkaufsbeutel lagen. Daraus lugten Kartoffeln, Lauch und anderes Grünzeug hervor.

»Zwei Dumme, ein Gedanke«, sagte Hannah. »Wollte Malik dir auch keinen Mangold verkaufen?«

»Ja, der spinnt«, sagte Rubi. »So wie du.«

Und dann umarmten sie sich lange und Rubi schwor, dass sie nichts hinter Hannahs Rücken geplant hatten. Dass spontan jemand abgesprungen war im alternativen Wohnprojekt von

Max' Freunden. Dass sie da einfach die Chance ergreifen mussten, weil man doch eh keine Wohnung finde in Berlin. Und dass sie schwanger sei, wisse sie erst seit ein paar Tagen. »Mann, Hannah, ich will doch, dass wir Freundinnen bleiben. Und dass du Tante wirst von dem kleinen Keks. Und der dann immer hier bei dir zu Besuch kommen kann, wenn es ihm mit seinen beiden Alten draußen auf dem Land zu öde wird.«

Tante Hannah. Sie war sich nicht sicher, ob ihr das gefiel. Es klang alt und einsam, es klang übrig geblieben, wie nach verpasster Chance. Aber vielleicht musste sie sich auch nur daran gewöhnen. Sie schälten zusammen die Kartoffeln, putzten den Arschlochmangold und Hannah bestand darauf, die Zwiebeln zu schneiden, damit sie sich unauffällig noch ein bisschen was rausweinen konnte. Einen kleinen puckernden Schmerz, von dem sie noch nicht wusste, ob er wirklich dem bevorstehenden Neubeginn galt. Oder ob sie nicht in Wahrheit neidisch war.

# 3

*Güstrow, 1945*

Vielleicht, wenn sie das Beil gleich hätte fallen lassen. Oder, noch besser, es schon versteckt gewesen wäre, bevor die Männer ins Haus gekommen waren. Und wenn sie nicht einfach nur dagestanden hätte, mit dem Beil in der Hand, während fünf junge Soldaten ihre Gewehre auf sie richteten und sie anschrien, auf Russisch. Vielleicht hätte sie dann nicht aufs Maul bekommen, dachte Wilma. Man ist ja am Ende doch immer selbst dran schuld. »Mul« – so hatte Jon ihr Gesicht bezeichnet, immer kurz bevor er zugeschlagen hatte und seine Sprache in ein grobes Platt rutschte. Geh weg mit deinem Mul, halt endlich dein Mul, ich will es nicht mehr sehen, dein hässliches Mul. Das Gefühl war also merkwürdig vertraut gewesen. Und sie hätte auch auf der Stelle erschossen werden können, sie hatte noch Glück gehabt.

»Da seid ihr ja endlich«, hatte sie zu den Soldaten gesagt. »Willkommen, dobro poschalovat!«, dann das Beil vorsichtig auf den Boden gelegt und die Arme gehoben. Sie hatte sich keine Illusionen darüber gemacht, was als Nächstes passieren würde. Einer der jungen Männer war vorgetreten und hatte zugeschlagen, kurz und hart, der Geschmack von Blut in ihrem Mund, das Lachen der Männer, die dumpfe Schwere in ihrem

Kopf, als sie auf dem Boden aufschlug, daran erinnerte sie sich noch. Danach war nur noch Dunkelheit.

Eine schöne, friedvolle Dunkelheit, in die sie gern zurückgekehrt wäre, aber nun drang von weit her die Welt wieder in ihren Kopf und der Schmerz in ihren Körper. Wilma spürte die harten Holzdielen an ihrem Rücken, schmeckte Metall in ihrem Mund, spürte einen feuchten Lappen, mit dem ihr jemand die Stirn betupfte, hörte ein Schnießen, ein Flüstern.

»Sie sind weg. Sie müssen bitte aufwachen. Können Sie mich hören? Bitte nicht sterben, ja?«

Wilma versuchte, ihre verquollenen Augen zu öffnen. Sie sah einen Kopf über sich, verschwommen und schemenhaft, erkennbar vor allem an einem Kontrast: dunkle Haare, die ein kleines weißes Gesicht einrahmten wie ein Ritterhelm. Ein gerader Pony, wie mit der Küchenschere geschnitten, große dunkle Augen, die sie kummervoll ansahen. Das Mädchen, das hier vorhin hereinspaziert war und das sie noch rechtzeitig in der Kommode verstecken konnte, bevor die Männer ins Haus gekommen waren.

Wilma spürte den Ausguss einer Feldflasche an ihrem Mund und wie ein kleines Rinnensal modrigen Wassers ihren Hals hinabließ. Stöhnend richtete sie sich auf, um sich nicht zu verschlucken, griff nach der Flasche und trank den ganzen Rest. Draußen hörte sie Amseln singen, sie lauschte auf Schüsse, auf Artilleriedonnern, auf irgendein Anzeichen, dass ein letztes Güstrower Aufgebot den russischen Soldaten noch irgend etwas entgegenseztes. Aber sie hörte nichts außer ihren Herzschlag, der dumpf an ihre Schädeldecke hämmerte. Dann hatte es also funktioniert. Die Stadt war kampflos übergeben worden.

»Das war's«, sagte Wilma, halb zu sich, halb zu dem Mädchen, das immer noch schniefend neben ihr kniete. »Hör auf zu flennen, der Krieg ist vorbei.«

Wilma hatte das Mädchen nicht aufgefordert, mitzukommen, aber es wich ihr nicht mehr von der Seite. Sie war nicht unglücklich darüber, allein hätte sie den Weg vom Forsthaus nach Hause nicht geschafft, sie konnte immer noch kaum aus den Augen sehen und ab und zu musste sie sich aufstützen, weil ihr ein Glimmern in den schmerzenden Kopf stieg und sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. Sie wollte keine weiteren Begegnungen mit russischen Soldaten, sie wollte eigentlich niemandem begegnen, deshalb liefen sie abseits der Straße durch die Felder. Und das Mädchen war ihr einigermaßen angenehm, es sprach nicht und führte sie sanft am Arm, wie ein Knappe seinen verwundeten Ritter.

Sie hätte auf die alte Burgel hören sollen, die ihr am Morgen noch geraten hatte, lieber im Haus zu bleiben, es sei zu gefährlich, jetzt noch irgendwelche Streifzüge zu unternehmen. Die ganze Stadt war voller Flüchtlinge, Gerüchte über Selbstmorde aus Angst vor der anrückenden Roten Armee machten die Runde. Der Bahnhof war bombardiert worden, dabei waren sie bislang von Luftangriffen verschont geblieben. Hoffentlich hatte ihre Haushälterin ein weißes Laken aus dem Fenster ihrer Kammer gehängt, dachte Wilma. Hoffentlich hatte niemand das Haus durchsucht und ihre Sachen mitgenommen. Andererseits: Was sollten die Russen schon mit ihren unbedeutenden Leinwänden anfangen? Die kostbaren Bilder von Jon lagen zusammengerollt im Keller, auf der Luke zum Keller stand ein Schrank, da kam erst mal niemand ran. Das große Werk des großen Jon Engels. Hoffentlich war er tot, hoffentlich blieb

er, wo immer er gerade war, hoffentlich kam er einfach nicht zurück.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragte sie das Mädchen.

»Marlen.«

»Und wie alt bist du?«

»Vierzehn. Heute. Ich habe Geburtstag, glaube ich.«

»Bist ganz schön klein für vierzehn«, sagte Wilma.

Das Mädchen führte sie weiter am Arm den Feldweg entlang, trug ihren Beutel, in dem die Fischkonserven klapperten, die die Soldaten entweder nicht entdeckt oder an denen sie kein Interesse gehabt hatten. Das Beil allerdings hatten sie mitgenommen und das ärgerte Wilma. Wozu brauchten die ihr Beil, die hatten doch Gewehre. Das Beil hatte immer direkt neben ihr gelegen, auf Jons Bettseite, selten war sie ohne Beil irgendwo hingegangen, es war ihr treuester Begleiter gewesen, ein nützliches Werkzeug, ein sicherer Abstandhalter für Leute, mit denen sie nichts zu tun haben wollte. »Die Irre mit der Axt« nannten die Leute sie. Weil die meisten Menschen dumm waren und nicht mal den Unterschied zwischen Axt und Beil kannten. Was auch immer die neue Zeit nun bringen würde, Wilma hätte nichts dagegen, wenn dieser Abstand auch weiterhin erhalten bliebe.

Ihr Haus war das einzige am Ende eines schmalen Feldwegs, der zum See führte und an dem rechts und links nur ein paar Gartenlauben standen. Im Küchenschrank musste noch eine Notration Schnaps versteckt sein, mit dem sie ihre Schmerzen betäuben und die Platzwunde an der Schläfe desinfizieren konnte. Sie würden den Ofen anwerfen und ein paar Dinge verbrennen müssen, Jons Mitgliedsausweis der Reichskultuskammer, ein Glückwunschschriften von Goebbels persönlich, das er in seinem Arbeitstisch aufbewahrt hatte, für den Fall,

dass es ihm einmal nutzen könnte. Die Rechnung für die Familienporträts des örtlichen NSDAP-Ortsgruppenleiters. All die Zeugnisse seines halbherzigen Mitläufertums. Vielleicht fand sie noch den Durchschlag des Briefes, in dem er sich nach langem Bitten für einen jüdischen Kollegen eingesetzt hatte – ohne Erfolg, aber auch ohne Konsequenzen für Jon selbst –, der könnte noch nützlich sein. So richtig für die Nazis war er nie gewesen, aber auch nie so richtig gegen sie, er war zu bequem, um ins Exil zu gehen, so selbstgewiss, sich schon irgendwie durchlavieren zu können.

Eine Prinzipienlosigkeit, die gar nicht zu ihm passte. In seiner Kunst hatte er früher einmal sehr klare und feste Prinzipien gehabt, auch deshalb hatte Wilma ihn so lange gleichermaßen vergöttert und gefürchtet, ihren Lehrer, Liebhaber und schließlich Ehemann. Der Einzige, der wirklich an ihr Talent geglaubt hatte an der Kunstakademie, dem ihre bäuerliche Herkunft egal war. Verfallen war sie ihm, als er einmal die Leinwand eines Mitstudenten aus dem Fenster des Ateliers im zweiten Stock geworfen und ihm Prügel angedroht hatte, nachdem der zu Wilma gesagt hatte, man könne noch die Kuhscheiße an ihr riechen. Stundenlang hatte sie ihm frierend Modell gestanden, ihn nachts gewärmt, nach der Hochzeit und dem Umzug zurück in seine Heimatstadt sogar das Malen aufgegeben, um sich ganz und gar in den Dienst seiner Kunst zu stellen.

Erst als sie ihn doch noch eingezogen hatten, hatte sie klarer gesehen. Da war diese Ruhe über sie gekommen und dann eine unbändige Energie. Im zum Atelier umgebauten Schuppen hatte noch sein letztes angefangenes Bild gestanden, eine expressionistische Flusslandschaft, bislang nur grob ausgearbeitet. Wilma hatte sich die Holzpalette geschnappt und den Schrank mit den Farbtuben geöffnet, der ihr sonst verboten

war. Sie hatte Ölfarbe auf eine Palette gedrückt und dann wie im Rausch Jons Bild bearbeitet. Der Vordergrund der Flusslandschaft fehlte noch und deshalb malte sie mit schnellen, geübten Strichen eine Gestalt an den linken unteren Bildrand, eine große, hagere Frau in einem roten Kleid mit langen schwarzen Haaren, die den Betrachter direkt ansah, mit einem ernsten, klaren Blick. Es hatte sich verboten und befreiend angefühlt, ihr Strich auf Jons Bild. Und als ein paar Tage später das Haus schon nicht mehr nach ihm roch, ging sie noch einmal in den Schuppen, übermalte auch den Rest des Bildes, bis die Frau nicht mehr im Vordergrund einer typisch Engels'schen Flusslandschaft stand, sondern vor einem Haus. Vor ihrem Haus.

Die alte Burgel, früher einmal Jons Kinderfrau und seit Jahrzehnten seine Haushälterin, war in den ersten Tagen nach Jons Abreise gebückt und unterwürfig um Wilma herumgeschlichen, als fürchtete sie, nun fortgeschickt zu werden. Aber Wilma hatte nichts dergleichen vor, man würde ihr sonst nur jemand Fremdes einquartieren und die alte Burgel kochte gut, kannte sich mit Pilzen, Kräutern und Geistern aus und war ihr gegenüber loyal. So loyal, dass sie es immer auf sich genommen hatte, wenn im Haus irgendwas nicht an seinem Platz lag und Jon sich deshalb in einen seiner berüchtigten Wutanfälle gesteigert, gebrüllt, getobt und manchmal zugeschlagen hatte. Immerhin: bei Burgel nicht so fest wie bei Wilma.

Sie hatten sich in stiller Komplizinnenschaft eingerichtet. Sie sprachen nie über Jon und Wilma überflog seine wenigen Feldpostbriefe nur, bevor sie sie in den Ofen warf. Es kam ihr vor, als wäre mit seiner Abreise ein Bann gebrochen, als wäre von all der bewundernden, duldenden Liebe für diesen genialen Mann nur noch die Angst übrig geblieben – und für die

Angst gab es nun keinen Anlass mehr. Wenn sie so darüber nachdachte, dann kamen ihr die letzten beiden Kriegsjahre vor wie die friedlichsten ihres Lebens.

»Gut, also dann ... «

Das Mädchen war am Gartentor stehen geblieben, durch das Wilma gedankenverloren gehumpelt war, und sah sie nun unsicher an.

»Wo willst du denn hin?«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern.

»Hast du hier Verwandtschaft?«

Ein Kopfschütteln.

Wilma seufzte. Unmöglich, das kleinedürre Ding hier einfach stehen zu lassen, in der Stadt war es zu gefährlich, die nächsten Tage und Wochen würden sicher chaotisch werden. Und da war etwas an ihr, was Wilma anrührte. Eine Zähigkeit, ein Überlebenswille. Etwas, das sich nach Zukunft anfühlte. Also winkte sie das Mädchen durch das Gartentor und murmelte: »Ein paar Tage kannst du bleiben.«

# 4

*Berlin, 2023*

Jedes Jahr an Silvester schrieb Hannah sich eine Liste mit Vorsätzen. Und weil sie weder rauchte noch besonders viel trank, keine sportlichen Ziele hatte und ihren Körper mochte, landeten auf dieser Liste immer dieselben beiden Dinge: »Blut spenden gehen« und »Nein sagen lernen«.

Das mit dem Blutspenden hatte sie für dieses Jahr schon erledigt, hatte sich gefreut, als die Krankenschwester ihre Venen und ihre seltene und deshalb begehrte Blutgruppe lobte, hatte das Snackpaket weggesnackt und den Kugelschreiber mitgenommen und sich wertvoll und erhaben gefühlt.

Aber beim Neinsagen verkackte sie weiterhin. Da war sie auch in diesem Jahr noch keinen Schritt weitergekommen. Und deshalb wuchtete nun Justus, der Neffe ihrer Kollegin Ulrike, fünf Umzugskisten und eine brettharte Futonmatratze in ihre Wohnung.

»Nur für den Übergang, Hannah, es ist so schwer, was zu finden, und sein Semester fängt an, er weiß einfach nicht, wohin.« Ulrike hatte Hannah so flehend angeschaut und über den Schreibtisch hinweg nach ihrer Hand gegriffen. Und wenn Ulrike, die liebe, liebe Ulrike einen so ansah, dann war man machtlos. Sie hatte diesen waidwunden, verwaschenen Blick

einer Frau, die es immer allen recht machen wollte und dafür nichts als Undank erntete. Die immer Kuchen für alle im Büro backte und sich als Einzige von Herzen auf die Weihnachtsfeier freute, immer ein bisschen zu nah am Wasser gebaut, immer einen Hauch zu beflassen. Und bevor Hannah eingefallen war, dass Ulrike in ihrem kleinen Häuschen in Lichterfelde sicher ein Gästezimmer hatte, in dem ihr Neffe Justus vermutlich auch hätte unterkommen können, hatte sie »Ja, gut, in Ordnung, aber echt nur für den Übergang« gesagt.

Tatsächlich hatte sich die Wohnung nach Rubis Auszug zu leer und zu groß angefühlt, allein der Hall in Rubis ausgeräumtem und frisch gestrichenem Zimmer machte Hannah schwermüdig. Erst mal eine Weile allein bleiben und dann überlegen, wie es weitergehen sollte – so hatte sie sich das eigentlich vorgestellt. Und an einem besonders miesen Abend hatte sie sich mit einer Flasche Wein in Rubis leeres Zimmer gesetzt und es im Geiste wie ein Kinderzimmer eingerichtet. Da der Wickeltisch, darüber ein Mobile mit kleinen bunten Vögeln dran, neben dem Fenster ein Sessel, zum Stillen oder Vorlesen oder einfach nur Ausruhen, in der Ecke das Kinderbettchen. Dann versuchte sie, sich selbst in diesem Zimmer zu sehen, wie sie ein Baby herumtrug, immer ein bisschen schuckeln, leichte, liebevolle Klapser auf den runden Babyrücken. Wie irgendwann so ein Max-artiger Kindsvater durch die Tür käme und sie liebevoll ansähe und ihr das Baby aus dem Arm nähme, ihr einen Kuss auf die Stirn gäbe, »Komm, ruh dich aus«, und dann würden sie noch kurz zusammen im Schummerlicht gemeinsam ihr Baby betrachten, wie in einer Windelwerbung, alles in Beige und Pastell. Erst musste Hannah sehr lachen bei dieser Vorstellung und dann musste sie heulen, theatralisch, laut und hässlich. Sie lag auf den Holzdielen neben der Wein-

flasche und schluchzte in die Dielenritzen, bis sie leer geweint, schwer und müde war.

Komm mal klar, Hannah!

»Du, hast du keine Hafermilch da? Meine Freundin kommt gleich noch vorbei.« Justus hatte nach der Schlepperei geduscht und stand nun barfuß und in Boxershorts in Hannahs Küche, die Haare zu einem kleinen Männerduft geknotet, und starrte enttäuscht in Hannahs Kühlschrank. Er fühlte sich offenbar schon sehr zu Hause.

»Nee, ist alle, aber ich wollte eh noch einkaufen«, hörte Hannah sich sagen – und am liebsten hätte sie sich auf dem Weg zum Supermarkt permanent geohrfeigt. Was war das denn jetzt? Was glaubte dieser Justus, wie das hier laufen würde? Dass er im Hotel gelandet war? Eigentlich hätte Hannah gleich stutzig werden müssen, als er sich ein paar Tage zuvor das Zimmer angesehen hatte, in einem T-Shirt mit der Aufschrift »This is what a feminist looks like«. Wer zog so etwas an, wer musste per Kleidungsstück kundtun, dass er Frauen für gleichwertige Wesen hielt? Von einer Freundin war auch nie die Rede gewesen. Und dass sie jetzt tatsächlich zum Supermarkt taperte, um dem feinen Herrn die passende Kuhmilchalternative zu besorgen, das wäre schon wieder eine sehr gute Anekdote für ihren Therapeuten gewesen, zu dem sie eine Weile gegangen war.

Jedes Mal vor der wöchentlichen Sitzung hatte sie sich ein paar gute Geschichten bereitgelegt, so typische Hannah-Storys vom Nicht-nein-sagen-Können. Sie wollte den Mann nicht langweilen, der sonst sicher Tragischeres, Aufregenderes geboten bekam. Was hatte sie da schon vorzuweisen, außer einer Mutter, die an Krebs gestorben war, als Hannah gerade Abi gemacht hatte, einem Vater, der nichts weiter als ein Er-

zeuger gewesen war, einer toten Großmutter, ein paar verkorksten Beziehungen und Affären, ab und an einer depressiven Verstimmung. Aber eine Kindheit hatte nun mal jeder. Jeder verliert seine Eltern irgendwann, die Großeltern sowieso. Und was die Liebe anging, waren all ihre Erfahrungen vermutlich recht durchschnittlich. Durchschnittlich gut und durchschnittlich schlecht. Nichts Traumatisches. Also, wenn sie das alles mit dem verglich, was ihr bei der Arbeit für OneVoice so begegnete – Folter, Einzelhaft, Bürgerkriege, Vertreibungen –, da hatte sie doch wirklich absolut nichts auszustehen. Da konnte sie sich doch wirklich nicht beschweren. Sie hatte ein Dach über dem Kopf, keine Geldsorgen, einen Job, der sinnvoll war und Spaß machte. Da gab es doch wirklich keinen Grund für diese Leere in ihr, komm mal klar, Hannah, komm doch endlich, endlich mal klar.

Im Supermarkt kaufte sie Hafermilch, ein eingeschweißtes Steak, Ketchup und eine Tüte geriffelte Backofenpommes. Seit Rubi ausgezogen war, hatte sie keine Lust mehr auf aufwendiges veganes Kochen, dafür richtig Appetit auf Kinderessen: Pommes, Hamburger, Fischstäbchen mit Kartoffelbrei. Für Justus mitzukochen, würde ihr nicht im Traum einfallen, schlimm genug, dass sie ihm gleich seine Hafermilch kredenzen würde. Den ganzen Weg zurück in ihre Wohnung feilte Hannah im Kopf an einer kleinen Ansprache, die sie Justus halten wollte. Dass er sich nicht einzubilden brauche, sie würde jetzt immer springen, wenn er irgendwas wolle. Dass sie nicht vorhabe, hinter ihm herzuräumen, sie sei hier nicht die Herbergsmutter. Dass er sich seine verdammte Hafermilch selber besorgen und seinen Kram selber aufräumen solle. Dass dies wirklich nur eine Übergangslösung sei, ein Gefallen, den sie einer Kollegin tue. Ein Gefallen, den sie im Grunde schon bereute.

Hannah schloss die Wohnungstür auf und hörte durch die geschlossene Tür von Rubis Zimmer, das nun Justus' Zimmer war, lautes Gekicher, untermauert von schmalzigem Gitarren-Pop. »Justi, das kitzelt!«, quiekte eine Frauenstimme und Hannah zog sich geräuschvoll die Schuhe aus, marschierte in die Küche und machte die Tür etwas lauter zu als nötig gewesen wäre. Justi? Du lieber Himmel. Wenn doch nur Rubi jetzt hier am Küchentisch sitzen würde und sie gemeinsam darüber lachen könnten. Hannah könnte sie anrufen, aber draußen in Brandenburg, wo Rubi jetzt mit Max lebte, war das Netz schlecht und die beiden waren ohnehin jetzt vollumfänglich mit ihrem neuen Leben und der Schwangerschaft beschäftigt. Da wollte Hannah nicht stören. Auch wenn sie sich die Anrufe bei Rubi eigentlich vor allem aus Trotz verkniff. Die könnte sich ja auch mal melden. Schließlich war es Rubi gewesen, die sie hier hatte sitzenlassen.

Je länger sie an ihre Freundin dachte, desto klarer hörte Hannah Rubis Stimme in ihrem Kopf. Sie wusste genau, was Rubi zu alldem sagen würde. Sie würde sagen: Warum hast du nicht Nein gesagt, Hannah? Du bist selber schuld. Und jetzt mach halt das Beste draus für die paar Wochen, die dieser Justus bei dir wohnt. Und wenn du ganz ehrlich bist, Hannah, hat dich dieser Justi gar nicht zum Milchholen geschickt, du hast es ihm selber angeboten, du hast es ihm geradezu aufgedrängt, also kein Grund, hier so 'ne Hasskappe zu schieben. Und schau mal, der riesengroße Blumenstrauß, den er dir hier auf den Küchentisch gestellt hat. Das ist schon nett, oder? Ich meine, wann hat dir das letzte Mal irgendwer Blumen gekauft?

»Hey, da bist du ja, voll lieb von dir mit der Hafermilch. Das ist Mia. Mia, das ist Hannah, meine Mitbewohnerin.«

Justus und seine Freundin standen eng umschlungen in der Küchentür, beide in Boxershorts, beide mit roten Wangen und verwuscheltem Haar.

»Machste mir 'n Kaffee, Justi?«, fragte Mia mit einer Babystimme, die Hannah sofort Gänsehaut bescherte.

»Mach ich, Babe.« Justus gab Mia einen Kuss auf den Scheitel und schaute Hannah fragend an.

»Siebträger haste nicht, oder? 'ne French Press vielleicht?«

Ganz ruhig, Hannah, sagte Rubis Stimme in Hannahs Kopf. Sie haben dir nichts getan. Das sind einfach nur zwei verknallte junge Menschen, frisch nach dem Sex, die Fragen stellen. Bleib cool. Komm mal klar.

»Nee, hab nur die hier«, sagte Hannah und zeigte auf die Espressokanne, die seit Jahren auf ihrem Herd stand. »Und danke für die Blumen, hab die gerade erst gesehen.«

Der Blumenstrauß auf dem Küchentisch war gigantisch, richtige *Wetten dass*-Blumen, hätte ihre Großmutter Evelyn dazu gesagt, halb anerkennend, halb spöttisch. Viel zu groß, Hannah hatte gar keine passende Vase, deshalb hatte Justus sie in den blauen Putzeimer gestellt.

»Die? Die sind nicht von mir«, sagte Justus, während er Hannahs Espressokanne auseinanderschraubte. »Ich kauf keine Schnittblumen. Sind halt sterbende Pflanzen aus Qualzucht. Die hat so 'n Typ hier abgegeben.«

»Was für 'n Typ?«

»Keine Ahnung, bisschen älter vielleicht? Also: No judgement von meiner Seite, ist ja nichts einzuwenden gegen so 'nen Altersunterschied, you do you!«

»Hat er seinen Namen gesagt?«

»Nee, er hat nach dir gefragt, sich hier kurz umgesehen und

'nen Zettel für dich geschrieben, liegt da unterm Eimer, glaub ich.«

»Justi, machste mir 'n Schaumi?«, fragte Mia, wieder mit Babystimme, Schmollmund und Hundeblick.

Justus sah Hannah fragend an.

»Milchschäumer?«

»Hab ich nicht«, sagte Hannah tonlos. Die Espressokanne auf dem Herd röchelte den Kaffee hoch und Hannah sah wie versteinert zu, als Justus zwei Tassen aus dem Küchenschrank nahm, ihre und Rubis Lieblingstassen, die mit dem dünnen Rand, eine rosa, eine gelb. Sie sah zu, wie Justus den Kühlenschrank öffnete, Hafermilch und Kaffee in beide Tassen schüttete und dabei kleckerte. Sie biss sich auf die Lippen, als ihr klar wurde, dass er nicht vorhatte, die verschüttete Milch von der Arbeitsplatte zu wischen. Und als Justus und Mia mit ihrem Kaffee ohne Schaumi wieder in Justus' Zimmer verschwunden waren, ging sie zum Tisch, hob den Eimer mit dem viel zu großen Angeber-Blumenstrauß an. Da lag tatsächlich ein zusammengefalteter Zettel.

»Hallo Hanna«

Da fehlte ein h.

»Schade, dass wir uns verpasst haben. Ich komm einfach noch mal vorbei. Oder du meldest dich. Würde mich freuen. Hier meine Nummer.«

Dann eine Telefonnummer. Und darunter die Unterschrift:

»Martin (Papa)«

Was zur Hölle, dachte Hannah, als sie den Zettel sinken ließ. Martin Klammer auf Papa Klammer zu. Jetzt war sogar Rubis Stimme in ihrem Kopf sprachlos. Nichts mehr von »Komm mal klar, Hannah!«. Weil: Wie sollte man auf so was klarkommen, nach so vielen Jahren ohne jeden Kontakt?

Ihre Fassungslosigkeit wich einer kalten, klaren Wut. Der Blumenstrauß roch nach Friedhof und Hannah hätte ihn am liebsten aus dem Fenster geschmissen. Sie nahm ihn aus dem Putzeimer und stopfte ihn in einen Plastikmüllbeutel. Den Zettel mit der Nachricht knüllte sie zusammen und steckte ihn dazu, zog sich Schuhe an und ging vor die Tür. Allein schon, um nicht mehr das eindeutige Gekicher aus Justus' Zimmer hören zu müssen und weil sie die Spuren ihres Erzeugers so schnell wie möglich aus ihrer Wohnung tilgen wollte. Was bildete der sich ein. Einfach vorbeizukommen, einfach so vor der Tür zu stehen. Und hatte Justus wirklich gesagt, er habe sich »kurz umgesehen«? Ihr Vater war also durch ihre Wohnung spaziert, hatte sich angesehen, wie seine erwachsene Tochter so lebte, wo sie schlief, wo sie frühstückte, welches Deo sie benutzte? Vielleicht hatte er sich ja vorgestellt, wie sie hier in dieser Wohnung als Kind mit ihrer Mutter Silvia gelebt hatte bis zu deren Tod. Und wie sie in dieser Küche jedes Jahr an ihrem Geburtstag seine Geburtstagskarte aufgemacht hatte. Jedes Jahr eine Karte mit vorgedrucktem Geburtstagsglückwunsch, die er nur noch unterschrieben hatte, allerdings nur mit »Martin«, nie mit »Papa« und erst recht nicht mit »Martin (Papa)«. Manchmal hatte noch ein Geldschein in der Karte gelegen und Hannah erinnerte sich an den Blick ihrer Mutter, ihr leises Seufzen, ihr resigniertes Kopfschütteln, wenn Hannah die Karte öffnete und ihre kleine, schuldbewusste Freude darüber nicht verbergen konnte, dass ihr Vater sie noch

nicht ganz vergessen hatte. Auch wenn er nichts von ihr wusste. Und Hannah nichts von ihm, abgesehen vom Nötigsten. Das, was ihre Mutter ihr erzählt hatte: eine Kneipenbekanntschaft, eine kurze, heftige Liebe, die mit der Schwangerschaft geendet hatte, denn Martin war schon verheiratet und wollte kein Kind, jedenfalls nicht mit Silvia, und weil er ein erfolgreicher Anwalt und Silvia eine unerfolgreiche Gelegenheitsjobberin war, hatte es diesen Deal gegeben: Er zahlte monatlich, dafür ließen sie ihn in Ruhe.

Die letzte Karte hatte Hannah zum achtzehnten Geburtstag geöffnet, danach war keine mehr gekommen, auch dann nicht, als kurz nach Hannahs Abitur ihre Mutter Silvia an Krebs gestorben war. Da hätte sie den Martin Klammer auf Papa Klammer zu vielleicht ganz gut gebrauchen können, da hätte sie ihm vielleicht eine Chance gegeben, aber jetzt? So viele Jahre später?

Hannah öffnete die Biomülltonne, die im Hinterhof neben den Fahrradständern ihr stinkendes braunes Dasein fristete, und schüttelte den Strauß aus dem Müllbeutel. Den kleinen zusammengeknüllten Zettel mit der Nachricht fischte sie mit spitzen Fingern wieder aus der Tonne, weil ihre Kopf-Rubi wieder angesprungen war und Hannah daran erinnerte, dass Papier nicht in die Biotonne gehörte, und dann faltete sie den Zettel doch auf und las die Nachricht noch einmal. »Oder du meldest dich. Würde mich freuen.«

Vielleicht gar keine schlechte Idee. Bevor der hier noch mal auftauchte. Vielleicht sollte sie Martin Klammer auf Papa Klammer zu tatsächlich anrufen und ihm all die Dinge sagen, die sie sonst immer nur dachte, vielleicht wäre es ganz gut, wenn er sich einmal aus ihrem Mund anhörte, was für eine absolute Nullnummer von einem Vater er war. Und dass er sich

nie wieder zu melden brauchte, weil in Hannahs reichem, erfülltem, interessantem Leben definitiv kein Platz für ihn war. Und vielleicht sollte sie es einfach gleich tun, ihn jetzt und hier anrufen, sofort, mit dieser noch frisch dampfenden Wut.

Dann würde vielleicht nicht auffallen, dass die Sache mit dem mangelnden Platz in ihrem Leben gelogen war.